

Erste Begegnungen

Von Hermynia Zur Mühlen

1. Mit der Pleite

Was ist Geld? Etwas, worüber man nicht spricht, das aber immer „von Natur aus“ da ist. So habe ich etwa 30 Jahre meines Lebens gedacht. Dann kam der Krieg und ich erhielt, als russische Staatsbürgerin in einen Schweizer Lungentuberkulose verschlagen, nicht mehr, wie sonst, meine tausendfünfhundert Franken im Monat. Der Betrag schrumpfte auf vierhundert zusammen, mit denen ich nie recht auskam. Und dann erhielt ich — nach weiteren zwei Jahren — an einem Neujahrsmorgen einen Brief, daß auch diese vierhundert nicht mehr geschickt würden.

Es war ein grauer Jänner Morgen; als der Brief anlangte, wurde es noch grauer und dunkler in meinem Zimmer. Ich hatte keinen roten Heller mehr. Im kleinen Eisenofen brannte munter das Feuer, das die Ausräumefrau vor einer Stunde angezündet hatte, aber mir liefen trotzdem kalte Schauer den Rücken entlang. Ich lockte den kleinen schwarzen Dackel Nadoß zu mir und erklärte ihm: „Du, wir haben kein Geld mehr. Was fangen wir jetzt an?“

Er wedelte vergnügt, wie über eine Freudenkunde, und bei diesem Anblick gewann mein unverbesserlicher Leichtsinns die Oberhand. Eigentlich war es ja ganz romantisch, „elend und arm“ zu sein, zum erstenmal im Leben auf eigenen Füßen zu stehen, und schließlich verdienen Millionen Menschen ihren Unterhalt, warum sollte nicht auch ich es können?

Aber wie?

Ich hatte die in unseren Kreisen übliche Erziehung genossen, beherrschte fünf Sprachen, spielte schlecht Klavier und wußte allerlei ausgefallene Dinge. Dennoch fiel mir, vielleicht erst wirklich, nur eine einzige Erwerbsmöglichkeit ein: Nähen. (Was ich, nebenbei gesagt, nicht schlecht konnte.) Die Genossin Israliew hat einen Modesealon, die wird mich anstellen.

Aber die Genossin Israliew lachte mich aus:

„Sie können wirklich etwas Besseres anfangen. Und außerdem, liebe Genossin, mein jüngstes Lehnmädchen macht seine Sache besser als Sie.“

Also nichts.

Ich erklärte der freundlichen alten Italienerin, die meine Wohnung in Ordnung hielt, daß ich kein Geld mehr hätte und von nun an selbst aufträumen würde.

Ihre glänzenden schwarzen Augen lachten:

„Gut, cara signora. Aber ich werde jeden Samstag kommen und für Sie umsonst aufräumen, sonst ersüden Sie im Schmutz.“

Ich dankte ihr herzlich, ohne ihren Worten Glauben zu schenken. Ich werde doch eine Wohnung in Ordnung halten können!

Die alte Frau hatte es besser gewußt als ich. Von dem Prinzip ausgehend, daß Wasser das Beste ist, überfütterte ich allmorgendlich, in einen blaßblauen Seidenkimono gekleidet, die Fußböden. Das Wasser stand in Lachen da, wie ein Dorfweiber, und die Zimmer wurden nur feucht, nicht sauber. Außerdem brauchte ich ungefähr vierzehn Tage, um die Entdeckung zu machen, daß man zuerst den Ofen putzt und dann das Zimmer sauber macht. Uebrigens der Ofen! Ich hatte nie im Leben Feuer gemacht, und es wollte und wollte nicht brennen! Als ich das Feuermachen endlich erlernt hatte, war mein Holz- und Kohlenvorrat zu Ende, und wenn mir der jüngste Sohn der alten Italienerin einen Sack Holz mit Kohlen „schenkte“, so fragte ich nie nach, woher er ihn genommen hatte.

Da es mit dem Nähen nichts war, begann in Sprachstunden zu geben, aber auch die brachten wenig ein. Außerdem war ich verärgert und reizte meine erwachsenen Schüler, indem ich ihnen zum Uebersehen Sätze gab, wie etwa: „Der Kapitalismus ist die Wurzel alles Übels.“

Meine „Schüler“ gaben die Stunden auf. Und nun kamen fünf Tage, an die ich mich mein Leben lang erinnern werde. Fünf Tage, an denen ich, außer Tee, der noch aus meinem Vorrat stammte, buchstäblich nichts zu essen hatte.

Die Milch, die erst am Ende des Monats bezahlt werden mußte, bekam der kleine Hund; der durfte nicht hungern. Und ich saß im Wohnzimmer, braue Tee und wiederum Tee und wurde mit jeder Tasse schwindlicher und zorniger.

Der Magen krampfte sich mir zusammen, es saute mir in den Ohren, ich dachte unentwegt nur an eines: Essen, Essen, Essen! Es gibt Krieg, die Menschen morden einander, ja das ist schauerlich, verwerflich, aber eigentlich interessiert es mich gar nicht, mich interessiert einzig und allein ein Diner von fünf Gängen. Im Bücherschrank stehen wundervolle Bücher, vielleicht vergißt man beim Lesen den Hunger. Nein, man vergißt ihn nicht, was hat das Ganze für einen Sinn. Bücher, Literatur, Kunst, Schönheit, es gibt auf der Welt nur eines: sich satt essen.

Mit benommenem Kopf nahm ich Nadoß an die Leine und ging spazieren. Vielleicht nützt das. Aber ich blieb ja doch nur vor den Delikatessenhandlungen stehen und starrte in die Schaufenster. Die Venus von Medici ist schön und Adons Gefallen sind herrlich, aber viel schöner ist ein Schweizer Käse und gar ein ganzer Schinken!

Alle Kultur fiel von mir ab. Ich war ein wildes Tier, das essen wollte, um jeden Preis. Und wie ich die Menschen haßte, die mit tags ins Sanatorium oder Hotel zurückkehrten, um zu essen. Angefressene Vestiten, nannte ich sie bei mir, Sämaroher, Ausbeuter.

Dabeim angelangt, schüttelte mich die Angst. Wenn nun der Teevorrat zu Ende ist, was dann? Werde ich verhungern?

Das Zimmer drehte sich, der kleine schwarze Hund verschwand vor meinen Augen. Die Kamut war kein „großer Glanz von innen“, war tierischer Hunger und wider das Gäh gegen die NichtHungernenden.

Am nächsten Tage gab ich klein bei. Trat auf einen österreichischen Bekannten zu, dem ich auf der Straße begegnete: „Sie, Sie müssen mich heute zum Essen einladen.“ Er tat es, ohne ein Frage, wofür ich ihm heute noch dankbar bin. Und noch heute sehe ich seine runden erstaunten braunen Augen, die mich während des Essens verblüfft anstarrten: ich aß nicht, ich fraß. Und steckte auch schamlos noch für Nadoß etwas ein.

Nach einem guten Essen begann mein Verstand wieder zu arbeiten: man kann auch Sachen verkaufen. Das war mir vorher gar nicht eingefallen. Und ich verkaufte wahllos, zu jedem Preis: Steine, die ich aus meinen Ringen brach. Bücher, Kleider. Für das Geld erstand ich sofort Nahrungsmittel, die ich in der Küche der Wohnung aufhob.

„Mit diesen Nahrungsmitteln“, sagte ich mir, „wirst du eine Woche auskommen. Du darfst jeden Tag nur so und soviel essen, nicht ein Stückchen mehr, dann geht es sehr gut.“

Doch was nützen die schönsten Vorsätze? Gegen drei oder vier Uhr früh erwachte ich mit einem derart unbändigen Hunger, daß ich den Schlafrock anzog, in die Küche lief und auf einen Sitz den Vorrat für drei oder vier Tage aufhäufte.

Manchmal kochte ich auch Spiegeleier oder Bratkartoffeln. Das einzige, wozu meine Kochkunst reichte. Die Küche befand sich im unteren Stockwerk, und als ich einmal den Teller mit Bratkartoffeln ins Wohnzimmer hinaustrug, entglitt er meinen Händen, die Kartoffel fielen auf die schmutzige Treppe, die von allen Menschen, die von draußen kamen, begangen wurde. Und ich, die ich früher, nicht ohne Gefächter zu schneiden, von Steingut geessen hätte, hockte mich auf die Stufen und aß mit den Fingern die Kartoffeln von der schmutzigen Treppe.

Eine seltsame Sache, der Hunger. Er ruft Gefühle wach, die nie völlig verblasen, nie völlig verschwinden.

Allmählich fand ich Arbeit, Tippen und dann später Heberarbeiten. Zu etwas waren die Sprachkenntnisse ja doch gut. Und als ich das erste Buch anbrachte, freute ich mich vor allem darüber, daß ich mich nicht hatte klein kriegen lassen. Es ging also auch so. Nur eine Lebensweisheit lautete jetzt anders:

„Geld ist etwas, das man nicht hat, sondern verdienen muß.“ (Schluß folgt.)

Die Glühlampe

Von Ausrriacus

Man führte uns ab. Das Gewehr auf der Schulter des Polizisten, der uns eskortierte, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Stadt noch im Besitze der Reaktion war, daß vorläufig noch die gottgewollte bürgerliche „Ordnung“ herrschte, ihre Kanonen und Maschinengewehre, ihre Handgranaten und Bajonette vorläufig die Arbeiterkassette noch niederzuhalten vermochten.

Vorläufig. Denn es würde noch anders kommen, sagten wir uns. Wenn sich nämlich die Saumseligen, die Abscheulichen endlich an ihre revolutionäre Pflicht erinnern, wenn auch die, die immer meinten, es ginge auch ohne sie, aufpassen werden. Dann wird der Widerstand der Arbeiterklasse zu einer einzigen, unbezwingbaren Flamme auflodern, alle Hindernisse niederreißend, sieghaft wie eine Naturgewalt.

Schlüssel klirren, man stieß uns in die Zelle 18. Ein böses Omen? Die 18 ist meine Glückszahl lachte einer von uns, die Sache wird schon glimpflich abgehen. Als die eisenbeschlagene Tür hinter uns zusiel, begann wieder das große Fragen.

„Genosse, wie sah es in eurem Bezirk aus?“

„Unsere Leute haben sich glänzend geschlagen! Wir hatten viele Tote. Und erst die Verwundeten! Wußten nicht wohin mit allen, mußten sie abschleppen, damit sie den Soldaten nicht in die Hände fallen. Ja, wenn die andern nicht Kanonen gehabt hätten! Aber was beginnen wir gegen Artillerie?“

„Und ihr, wie stands in eurem Bezirk?“

„Tote, Verwundete, Verrat und die Kanonen. So lache Löcher riß es in die Mauern!“

„Ist alles verloren?“

„Ah, keine Spur! Der Kampf geht weiter. Jetzt kommen erst unsere Rejerven dran und viele, die erst jetzt wissen, warum es geht? Verloren? Noch lange nicht! Jetzt fängt die Sache erst an, Genosse, jetzt entwidelt sich erst das Ganze. Glaubst du, bei uns in der Provinz wird alles entschieden?“

„Wien ist richtunggebend. Und die Industrie! Wiener Neustadt, Krennkirchen, Brud an der Mur, Leoben! Wien ist natürlich entscheidend.“

„Die Wiener werdens schon machen! Habt ihr keine Nachricht von Wien erhalten?“

„Einzelheiten nicht. Nur: daß wild gekämpft wird. Sie schießen mit Kanonen auf die Gemeindegäuser.“

Durch das kleine, hochgelegene Bellenfenster stieß der Wind. Uns fröstelte im abendlichen Dämmern, wir lauerten uns auf das Bettgestell, das einzige, das für vier Personen da war, hin.

„Hast du eine Zigarette Genosse?“

„Ja, aber nur eine. Die anderen haben sie mir abgenommen, wie euch. Die eine hab ich rasch in den Schuh gesteckt. Da ist sie! Die rauchen wir gemeinsam.“

Vier Männer und eine einzige Zigarette! Vier nikotinhungrige Lungen und nur ein Saugstummel! Wie wird das werden?

„Weiß der Teufel, wie ich das aushalten werde, habe ich dem Polizisten gesagt, der meine Taschen durchsucht hat. Lassens mir die Zigaretten, sonst werd ich tobüchtig, ich bin ein starker Raucher. Tobüchtig? hat er gesagt, na das macht nig, dann kriegens die Zwangsjade, wir ham ja genug da. Keine einzige Sport hat er mir gelassen, 20 Etüd hab ich gehakt.“

„Ein Vermögen!“ sagte einer von uns und aus seinen Worten klang der Schmerz des Hungernden, der hinter einer Spiegelscheibe die herelichteten Schinken sieht.

Jeder durfte fünf Büge aus der Gemetschaftszigarette machen, jeder bemühte sich, den Genuß zu verlängern. Dann lauerten wir uns wieder in den Bettwinkel. Die Glühlampe flammte auf, erfüllte den engen, stickigen Raum mit einem sahlen Licht.

„Es wird nicht lange dauern, Genossen, so sind wir draußen. Man wird uns hier herausholen, einer wird eine Ansprache halten. Note Fahnen, Frauen, Kinder, Händedrüden und vielleicht sogar Freudenfüße. Es dauert nicht lange.“

„Wie es draußen aussehen mag! Wenn man etwas erfährt!“

Man hörte im Hof das Rattern von Benzinmotoren. „Die Vereihschaftsauto fahren aus, sie brauchen Ersatzmannschaften. Es wird also noch gekämpft? O, so rasch wird die Sache nicht aus sein, so bald lassen wir uns nicht unterkriegen!“

„Die Eisenbahner sind ausgefahren! Das wird uns umbringen! Die Eisenbahner, unser Stolz, haben der Streikparole nicht gefolgt!“ rief einer. „Wißt ihr, was das bedeutet? Verrat, feiger, unerhörter Verrat!“

„So mancher hat Kinder, fürchtet die Arbeitslosigkeit. Sie werden sie mit Bajonett auf zum Dienst treiben!“

„Und die Fabriken?“ Die Straßenbahner, die städtischen Arbeiter? Wenn das Radio nicht funktioniert und diese Lügen ausposaunt hätte! Das hätten wir gleich übernehmen sollen!“

Die Glühlampe bestrahlte unsere Gesichter, auf denen sich der Zweifel spiegelte. „So lange diese Glühlampe da im Arrest, in Zelle 18 noch intakt ist, so lange ist die Stadt mit Strom versorgt, so lange hat die Arbeiterschaft nicht gesiegt.“

Wir begriffen, daß etwas daran wahr sei. Es streikten also die Arbeiter des Elektrizitätswerkes nicht. Wollten nicht oder wurden durch die technischen Truppen, die „Nachhilfe“ daran gehindert. Zum Teufel, wenn man etwas erfährt!

Der Generalstreik ist das wichtigste Kampfmittel der Arbeiterschaft. Wenn sich das Elektrizitätswerk dem Streik nicht angeschlossen hat, dann sieht es schlecht aus.

Warten, nur noch warten. Es wird nicht lange dauern, so verlöscht die Glühlampe und auch in der ganzen Stadt wird das Licht wie ausgeblasen sein. Dann können wir hoffen, daß unsere Leute die Führung an uns gerissen haben, daß die Reaktion am Boden liegt.

Wenn das Lampchen nur endlich ertöschten würde! Lange darf es nicht brennen, Bürgerkriege sind in wenigen Stunden entschieden. So war es wenigstens bisher immer.

Die Lampe wurde unser einziger Halt in diesen Zweifeln. Verlösche keiner Glühlampe und lünde unsern Sieg!

Draußen, in den Parkanlagen vor der Polizeidirektion trachtete es plötzlich. Wir kletterten zum Bellenfenster. Waren es Schüsse? Wird schon hier gekämpft? Einer von uns wußte Bescheid: es waren Pöller, Nazipöller, kindisches, läppisches Spielzeug einer Opposition von Bu-

ken zwischen 15 und 50 Jahren, die auf diese Art „Revolution“ machen.

Die elektrische Birne glomm weiter in die Nebennacht; als wir uns wie zerschlagen auf die Strohsäcke hinstreckten, uns aneinanderdrängten, um nicht zu frieren. Wir schwiegen, aber jeder von uns blinzelte zur Decke hin, wo die Glühlampe hing.

Hunderte haben sie in diesen Stunden ins Gefängnis gebracht, ständig rasselten die Schlüssel, krachten die Türen. Man brachte Kriegsgefangene ein; brüllte. Wir fuhren auf. „Hände hoch! Hände hoch, wenn ich sagel Wirde?“ Klappen eines Gewehrverschlusses. „Banditen! Ich schieße, wennst die Händ nicht oben läßt! Aha, das ist er schon!“

Wer? Man hat bei einem der Kämpfer einen Revolver gefunden. Der Genosse hat nichts zu lachen, er bekommt die ganze Wut der Schergen zu fühlen. Man hört dumpfe Schläge.

Es ist nach Mitternacht. Ein Schlüssel dreht sich vorsichtig im Schloß, ein Polizist steht in der Bellenstür, den Zeigefinger am Mund. „Pffft! Habt ihr Zigaretten? Rein? Da . . .“ eine Schachtel Memphis fliegt in weitem Bogen auf die Strohsäcke. 25 Stück Memphis. Wir springen auf, als ob uns ein Heiland erschienen wäre. Einer von uns kennt den Beamten. Servus! ruft er ihm zu.

„Pffft! Wenn sie mich dabei erwischen!“

„Wie stehts draußen?“

„Schlecht.“

„Gehst noch weiter?“

„Ja. Aber es kann nicht mehr lange dauern, so ist der Schutzbund niedergeworren. Sie haben schon den Scharfrichter Rang bestellt, einige soll n aufgehängt werden. Der Stachel in Graz . . .“

„Stachel?!“

„Ja, er hat auf die Polizei geschossen! Das Standgericht verhandelt morgen.“

„Ist schon alles vorbei?“

„Noch nicht!“

Pffft! Die Tür fällt ins Schloß. Ein Aufseher naht mit hallendem Schritt.

Der Polizist war ein Genosse, ein Freigeistlicher: Er wäre in dieser Nacht beinahe selbst am Flack geblieben, von den eigenen Genossen, die ihn nicht erkannten, beschossen. Das ist tragisch.

Wir laugen an den Zigaretten. Die Stunden verrinnen, im Hof ist ständiger Antobverkehr. Man bringt neue Gefangene ein.

Noch ist nicht alles aus. Trotzdem. Wenn sie es wagen sollten, Kämpfer der Arbeiterschaft aufzuknüpfen, dann wird das nur die Energie der Massen aufweischen. Sollen sie es nur wagen!

Die Lampe brennt noch immer. Verdammter Dreck! Wie oft gibts wo einen Kabelbruch und ein ganzer Stadtteil liegt im Dunkel. Gerade heute aber, heute, muß das Zeug intakt bleiben. Verlösche niederrächtiges Licht! Diesmal: Licht der Düsternis, böser blutiger Reaktion. Alle vier starren wir zur Decke, wutentbrannt, dem Weinen nahe.

Auf dem Gang hört man das Klappern von Blechgeschirr. Man bringt die Morgenjuppe. Bleiern tagt es. Mutlos sehen wir in den Morgen. Alles verloren! Wir haben uns niederkriegen lassen, jähreit es in uns auf, durchwühlt von Schmerz schlürfen wir das elektrische Gebräu.

Da ruft ein Polizist in die Zelle: „Ist der Johann M. da? Ja? Jammerdichten! Sie gegang zur Einvernahme!“

Chef-Redakteur Napoleon

Von Paul Diner-Dénes

Napoleon war kein Freund der Presse. Nach Diktatorenart versuchte er Presse, Literatur und Kunst zu uniformieren. Die Zeitungsschreiber betrachtete er als ein notwendiges Übel, er duldete sie nur, wenn sie sich willig seiner Vormundschaft fügten. Das geschriebene Wort aber schätzte er dennoch hoch. „Der Geist ist stärker als das Schwert“, war seine Meinung. Er wollte der Welt nicht nur durch Taten, sondern auch durch Worte seinen Willen aufzwingen.

Der Welt Eroberer war einer der hervorragendsten Stilisten seines Jahrhunderts. Ernest D'Hauterives veröffentlichte kürzlich in Paris einen bisher unbekanntem Napoleonbrief. Der dreißigjährige Bonaparte schrieb ihn an seinen Bruder Josef, der zum Vorsitzenden des Bezirkes Ajaccio in Korsika gewählt wurde:

„Ich habe Deinen Wahlauftrag gelesen. Er enthält Gutes, aber er versinkt in einen Wust von unnützen und pedantischen Stillblütern. Mein Freund, Du hast noch viel zu lernen. Dein Stil zerfließt zu sehr, er ist zu lose. Ihm fehlt es an Kraft und Nerven. Einen Mann der Geschäfte muß er gähnen machen. Ein anderer Fehler ist, daß man sieht, Du jagst nach ausgefallenen Worten, die dem Sinn nicht genau entsprechen. Hätte Dein Auftrag statt vier Seiten nur eine halbe, er wäre vorzüglich. Die paar Gedanken, die er enthält, tun der Sache Genüge, nicht aber Deinen Worten und Sätzen. Ueberdies sind die Wendungen unklar, weil sie nicht einfach und weil die Satzfügung unnatürlich ist! Wies doch, mein Freund, die Ansprache an die Franzosen des Bischofs von Autun (Rallyebrand), lies den Brief, den der Jakobinerklub vor zwei Monaten hinausgeschickt hat; Er ist einfach; das sind nicht Phrasen, das sind die Sachen selbst.“

„Freunde der Verfassung, Mäxiger der öffentlichen Meinung, wir sind der Wähler des geheiligten Palladiums, des Glückes einer großen Nation . . .!“ Das verstehe ich nicht, das ist reinster Quatsch. Es handelt sich freilich um den schlechtesten Satz des ganzen Auftrags. Man muß immer leise beginnen und erst gegen den Schluß sich erheben. Wenn Du schreibst, höre nicht auf Dein Ohr, das von Deiner Stimme abhängt. Zergliedere Deinen Satz, zergliedere den obigen, und Du mußt sehen, daß er keinen Sinn hat. Ich würde zwei Seiten brauchen, um diesen Satz zu sezieren. Vor allem sagt man nicht: „Mäxiger der öffentlichen Meinung“, dann sagt das Wort „Palladium“ gar nichts und verlangsamt den Satz nur. Man müßte also sagen: „Freunde der Freiheit, Ihr seid die Bewahrer des Glückes einer großen Nation.“ Das ist verständlich, doch es ist nicht ganz klar in der Idee. Es ist allzu gedehnt, besonders, da es am Anfang steht. Was soll wohl die Phrase bedeuten: „Ihr seid die Bewahrer des Glückes einer großen Nation?“ Vor allem stimmt das nicht. Wenn dieses Glück wirklich von ihnen abhängt, dann ginge ja alles gut. Reinst Du am Ende, daß die Nation das Verderben der Feinde von ihrer Wachsamkeit zu erwarten habe . . .? Ja, warum sagst Du es dann nicht herb heraus ohne eine unverständliche Phrase zu wählen? „Das Feuer der Freiheit“, „in seiner Tätigkeit nicht erlahmen“ ist schwach und sogar platt. Ich meine damit das . . .

Hier bricht der Brief ab. Josef hat wahrscheinlich ärgerlich den Rest weggeworfen. Aber auch aus diesem Bruchstück ist Napoleons literarisches Rezept deutlich zu erkennen: Kürze, Einfachheit, Sachlichkeit.

Nach seinem ersten Sieg in Italien begann Napoleons journalistische Tätigkeit. Er wußte, welche ein Machtfaktor ein gut geführtes Blatt ist und wollte diese Macht seinen Zwecken nutzbar machen. Nach Loulons Einnahme gründete er zwei Zeitungen, den „Courrier de l'Armée d'Italie“, und „La France vue de l'Armée d'Italie“.

Der eigentliche Leiter dieser Zeitungen war Napoleon selbst. Sie mußten nach seinen Intentionen schreiben. Ohne seine Einwilligung durfte kein Artikel erscheinen. Napoleon benutzte diese Blätter als Sprachrohr. Selbst seine Unzufriedenheit mit der französischen Regierung kam darin zum Ausdruck. „La France vue de l'Armée d'Italie“ veröffentlichte unter anderem einen Artikel mit einer unheilverkündenden Warnung, mit einer deutlichen Drohung gegen das Direktorium, aus der schon der künftige Imperator sprach: „So ist die Lage Bonapartes gegenüber den Staaten, die ihn umgeben; so ist die Macht der Republik und ihrer Heere in Italien, daß das Schicksal des Königs von Piemont, die Verhinderung oder der Sturz seines Thrones, nur vom Obergeneral der Armee von Italien abgehängt hat. Er hätte nur ein Wort aussprechen oder ein Zeichen der Mißbilligung zu geben brauchen, und Piemont würde aufgehört haben, ein monarchistischer Staat zu sein.“

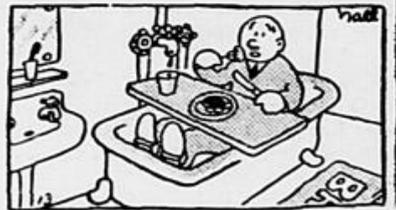
Während seines ägyptischen Feldzuges gründete er wiederum zwei Blätter: „Le Courrier d'Egypte“ und „La Décade Egyptienne“. Die beiden Blätter erschienen in französischer und arabischer Sprache und dienten zur Orientierung der Welt (sowohl des Ostens wie des Westens) über den Willen des Führers des ägyptischen Feldzuges. Oder richtiger gesagt, sie verteilten nur soviel von seinem Willen, als Napoleon der Welt zum Kopfschütteln und Rätselraten mitteilen wollte.

Als Napoleon in das kopf- und führerlose Paris zurückkehrte und die Macht mit einem kühnen Griff an sich riß, schuf er sich auch in Paris ein eigenes Organ, das in wenigen Monaten Weltgeltung errang. Die am 24. November 1789 gegründete Zeitung „Gazette Nationale ou le Moniteur Universelle“ wurde am 28. Dezember 1790 zum Regierungsblatt.

In Paris war es ein offenes Geheimnis, daß Napoleon seine tägliche Arbeit mit der Durchsicht der Zeitungen begann und mit Schreiben von Artikeln beschloß. Er hatte nur für englische und deutsche Zeitungen Interesse, hauptsächlich für die Artikel, die sich mit seiner Person befaßten. Für die französischen Blätter interessierte er sich überhaupt nicht, diese durften ja ohnehin keine eigene Meinung haben. Die tyrannische Zensur beherrschte ja das ganze öffentliche Leben, verstümmelte die Literatur. Napoleon las höchstens seine eigenen Artikel in seinem Leibblatte.

Der Kaiser fand, selbst wenn er noch so beschäftigt war, Zeit, Artikel für den „Moniteur“ zu schreiben. Napoleons Abende, wenn er in Paris war, gehörten der Zeitung. Nicht nur, daß er selbst Artikel schrieb, sah er auch noch alle politischen Artikel durch. „Napoleon“, wie der Minister Chaptal in seinen Erinnerungen

Großreinemachen



schreibt, „bediente sich selbst der Zeitungen, um mit seinen Feinden, besonders den Engländern, Krieg zu führen. Persönlich redigierte er alle Artikel, die man im „Moniteur“ als Antwort auf die Schmähschriften veröffentlichte, die die englischen Zeitungen brachten.“

Der „Moniteur“, das einzige französische offizielle Blatt, hatte nur sehr wenige Abonnenten, etwa 2500. Trotzdem war seine Auflage sehr groß, denn Napoleon ließ die Zeitung so wohl im Inland als im Ausland in großen Mengen gratis verteilen. Napoleon schrieb keine, natürlich nicht signierten Artikel zumeist eigenhändig. Der gegenüber Napoleon verantwortliche Redakteur des „Moniteur“ war Minister-Staatssekretär Maret, dem die Redaktion des Blattes, wie Napoleons letzter Sekretär Rain schreibt, „viele schlaflose Nächte verursachte“. Nicht allein, daß diese Tätigkeit einen Teil der Stunden in Anspruch nahm, die die Expedition der Befehle und Dekrete vor Mitternacht erforderte, sondern er mußte in der Nacht noch die ersten Korrekturen lesen und etwaige Irrtümer und Streichungen des Kaisers berücksichtigen. Manchmal waren die Änderungen derart umfangreich, daß der Staatssekretär den Druck verschieben mußte, bis aus dem aufgeregten wieder ein ruhiger Napoleon geworden war.

Später gründete Napoleon noch eine Zeitung, das „Bulletin de Paris“, deren Redakteur der ehemalige royalistische Schriftsteller Rivée wurde. In diesem Blatte wollte der Imperator hauptsächlich die Pariser Öffentlichkeit für sich einnehmen, für seine Ziele gewinnen. Da aber auch diese Zeitung unter einer überaus strengen Zensur stand, wurde sie schwerfällig, langweilig und fand bei dem Publikum keinen Anklang. Aus Mangel an Interesse mußte sie schon am 4. Juni 1803 eingestellt werden.

Selbst in der Verbannung, auf der Insel Elba, betätigte er sich journalistisch, ebenso intensiv wie auf Frankreichs Thron, von wo aus er die Welt erobern wollte. Er diktierte seine Memoiren und verstand es, der Welt zu suggerieren, sein Leben so aufzufassen, wie er es aufgeföhrt haben wollte.

Die Zeit läuft

Von Kurt Doberer.

Wenn in Franzisko die Sonne aufgeht,
Ist es Nacht im fernen Sanganhai.
Wenn sie in Moskau im Mittag steht,
Ist in New York die Nacht kaum vorbei.

Hell und Dunkel von Osten nach Westen,
Aufgang und Untergang einer Welt —
Was nicht wachsen kann, geht zugrunde,
Wer nicht geben kann, der fällt.

Es gibt keinen Boden, auf dem wir stehen,
das laufende Band hat keine Geduld.
Wir dürfen laufen, wir können gehen,
doch die da stehen, fallen durch eigene Schuld.

Wenn in Charbin der erste Schuß fällt,
Lüdet man Gas in Paris und Berlin.
Wenn in Tokio der letzte Mann stirbt,
Fallen die ersten in Prag und in Wien.

Dollars für Gold und Franken für Dollars
und Geld für die blanken Gewehre.
Menschen sind zahlreich und Männer sind billig.
Wer nicht mit Geld zahlt, der zahlt mit Ehre.

Hüben und drüben die gleichen Gesichter,
Ihre schwierigen Hände an Leder und Stahl.
Über wird noch leben und wer wird tot sein,
Wenn Grad und Zylinder Feuer befaßt.

Wenn ihr nicht vorher die Speiche ergreift,
ragt ihr sie mit, die blutige Schuld.
Abend wird Nacht und heute wird morgen.
Die Zeit ist immer. Der Tod heißt Geduld.

In zwölf Stunden um den Erdball

Die amerikanische Luftfahrtgesellschaft United Air Lines behauptet, daß es ihr jetzt gelungen sei, den Erdball zweimal täglich zu umfliegen. Natürlich muß ein Trieb vorliegen; denn es ist unmöglich, daß ein Flugzeug in zwölf Stunden 40.000 Kilometer zurücklegt, fast 4000 Kilometer in der Stunde. Aber viele Flugzeuge zusammen können das, und darin liegt der Sinn der amerikanischen Behauptung. Wenn man alle Flüge zusammenzählt, die die Apparate der genannten Gesellschaft an einem Tag ausführen, so ergibt sich, daß täglich eine Strecke von der doppelten Länge des Äquators durchflogen wird. Die Flugzeuge der United Air Lines verbinden 45 Städte in 20 Staaten. Das Netz der Flüge verdichtete sich in letzter Zeit außerordentlich. Der Personenverkehr in der Luft nahm sehr zu, während die Luftpostbeförderung, die ursprünglich im amerikanischen Verkehr das Wichtigste war, verhältnismäßig zurückgeblieben ist.

Wissen Sie schon?

... wieviel Prozent der Erdoberfläche das Meer etwa bedeckt? Etwa 70 Prozent.

... was man im Altertum die „Säulen des Herakles“ nannte? Die beide Felsen Gibraltar und Afrika.

... welches das kleinste europäische Meer ist? Das Marmarameer.

... wer durch seine Gärten berühmt wurde? Die Königin Semiramis, durch ihre „hängenden Gärten“.

... wie nach der griechischen Sage das erste Weib auf der Erde hieß? Pandora.

... wie das große kunsthistorische Werk heißt, das ein Führer durch die Kunstwerke Italiens ist? Der „Cicerone“ von Jakob Burckhardt (1818 bis 1897).

... woher das Wort stammt: „Ein Schauspiel für Götter“? Aus Goethes Schauspiel „Erwin und Elmire“.

... was Spektralanalyse ist? Die Untersuchung von Körpern auf Grund des Spektrums, das sie in glühenden Zustand zeigen.

... wer sagte: „Vom Erbhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“? Napoleon I.

Heiteres

Der sparsame Schotte. Mac Allister ging in einen Laden und kaufte eine Aktentasche. „Gestatten Sie“, sagte der Verkäufer, „daß ich die Tasche einpade.“ — „Ach nein, es genügt, wenn Sie das Papier und den Bindfaden in die Tasche stecken.“

Kinsatellier. Der Regisseur rief den Schauspielers an: „Mensch, nun stellen Sie sich doch bitte, nicht so dünnlich an, wenn sie die Brant zur Kirche führen sollen! Machen Sie doch ein freundliches Gesicht, das ist doch keine richtige Hochzeit!“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetznitz 65 bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 192.
Von Willi Popp, Würzburg.
Schwarz: Kb5, Bb3, b4, d4. (4)



Weiß: Kc8, De7, Lf1, Spc4, c6, Bb2, c6. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Adressenänderung!

Allen Genossen zur Kenntnis! Die Adresse des Schachspaltenleiters lautet ab 1. Juli 1934: Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32 bei Teplitz-Schönau.

Druckfehlerberichtigung. Der Druckfehlerentwurf setzte im Problem Nr. 191 auf g3 einen weißen Bauern ein, welcher nicht hingehört. Notation ist richtig. Läufer b1 ist schwarz, wie in Notation.

Lösungszug zu Nr. 189: Tc6-c5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebiel Emil, Tetschen; Lösel Richard, Hochoborn; Hahl Erwin, Nesterwitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hyma Josef und Franz, Hostomitz; Lerche Franz, Wolfersdorf; Friedrich Rudi, Hieke Josef, Fritsch An-

Trauriges Dasein. „Mit Paul Indianer spielen darf ich nicht, mit der Eschleuder auf elektrische Birnen schießen darf ich nicht, am Kronleuchter schaukeln darf ich nicht, die schönen Blumen aus dem Speisezimmeretpedisch ausschneiden darf ich nicht, die Kirichen auf Mutter's Gut zu Nus kochen darf ich nicht, ins Kino gehen darf ich nicht, weil ich noch zu jung bin — ich möchte bloß wissen, wann ich alt genug bin, um alles zu tun, was ich will.“ — „Ja, mein Junge, das weiß ich auch nicht. So alt ist noch keiner geworden.“

Praktisch. „Am Nordpol müßte man leben.“ „Nanu!“ — „Mensch, sechs Monate Tag und sechs Monate Nacht. Wenn da einer eine Rechnung bringt, sagst du einfach: Kommen Sie morgen wieder.“

Der fehlende Buchstabe. „Haben die Leute nach Schluß der Premiere nach dem Autor gerufen?“ „Nein, nur nach dem Auto.“

Der Vegetarier. „Sie sind Vegetarier?“ „Gewiß, ich lebe nur von Kartoffeln.“ — „Ja, kann man denn nur von Kartoffeln leben?“ — „Natürlich. Ich gebe sie meinem Ferkel zu fressen und dann esse ich das Ferkel...!“

Die Frau des Besitzers des Dorfweidhanses „St. Georg und der Drachen“ war mit dem Sohne des Gutsbesizers durchgebrannt.

„Gar nicht. Ich habe eben schon das Schild geändert. Jetzt heißt es bloß „St. Georg.““

ton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Grimmer Emil, Katharinenberg; Fischer Karl, Ossek; Mildorf Adolf, Tischau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegler Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinaugest.

Programm der Schachkämpfe bei der III. Arbeiter-Olympiade

Donnerstag, den 5. Juli 1934:

8 Uhr: Begrüßung, Auslosung der Teilnehmer. 9-13 Uhr: a) Erste Runde des Einzeltourniers um die Meisterschaft des Svaz D. T. J. C. b) Erste Runde des Kreisregimentturniers um die Meisterschaft des Svaz D. T. J. C. c) Erste Runde des internationalen Regimentsturniers. d) Beginn der Gruppenturniere und des Gästeturniers. 15 bis 19 Uhr: Zweite Runde der a)-c)-Turniere und Fortsetzung der d)-Turniere. 20-24 Uhr: Schlußspiel der vor- und nachmittags abgebrochenen Partien.

Freitag, den 6. Juli 1934:

9-13 Uhr: Dritte Runde der a) bis c)-Turniere, Fortsetzung d). 15-19 Uhr: Vierte Runde der a) bis c)-Turniere und Fortsetzung d). 20 bis 24 Uhr: Schlußspiel der aus vorigen Runden abgebrochenen Partien. Simultanproduktion oder Massenwettkampf.

Samstag, den 7. Juli 1934:

9-13 Uhr: Finale sämtlicher Turniere. 15 bis 19 Uhr: Rückspiel Svaz D. T. J. C. versus A. T. U. S. Schlußspiel ad c). 20-24 Uhr: Abschluß des Wettkampfs Svaz D. T. J. C. versus A. T. U. S. Lösungsturnier, Blizturnier.

An den Schachkämpfen sind teilnahmeberechtigt nur die Mitglieder der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale (S. A. S. I.) und die eingeladenen, von der Turnierleitung zugelassenen Gäste.

a) Beim Einzeltournier ist die Teilnehmerzahl auf 5, höchstens 6 Spieler beschränkt.

b) Das Kreisregimentturnier wird für die Sechsmännerriegen der Svaz D. T. J. C.-Kreise (event. bis 6 Ersatzmänner nach der Spielstärke) am ersten Platz der Stärkste, weiter stufenweise eingeteilt. Höchstzahl der Riegen sechs, bei Mehrzahl der Anmeldungen wird ein ausschließliches oder verkürztes (Schweizer) System benützt.

c) Zahl teilnehmender Staatsriegen 5 bis 6, wie ad b).

d) Die rechtzeitig nicht angemeldeten, aber erschienenen und von der Turnierleitung zugelassenen Gäste werden in Gruppen zu 4-5 Spielern eingeteilt. Anmeldungen bis zum Beginn und während der Schachveranstaltungen möglich.